Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 36 (1932-1933)
Heft: 2

Artikel: Peterchen reist nach Amerika
Autor: Kollbrunner, Oskar
DOI: https://doi.org/10.5169/seals-661672

Nutzungsbedingungen
Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Mehr erfahren

Conditions d'utilisation
L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. En savoir plus

Terms of use
The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. Find out more

Download PDF: 22.01.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, https://www.e-periodica.ch

Peterchen reist nach Amerika.

Von Oskar Kollbrunner.

Peterchen war ein blasser, hochaufgeschossener Knabe von neun Jahren, als sein Vater, der Taglöhner Werck, beim Holzen von einer niedersausenden Tanne getötet wurde. Die Mutter war gleich zu Anfang seiner irdischen Laufbahn gestorben, und so kam Peterchen in die Obhut einer alten Base, die in einer armseligen Hütte am Bodensee vegetierte und mit Fischen handelte. Vater Werck hatte bis zu seinem unvorhergesehenen Tode regelmäßig das kleine Kostgeld für seinen Sohn entrichtet, welches die finanzielle Mißlage der Base um ein geringes verbessern half.

Nun war Peterchen auch dieser Halt und Boden unter den Füßen weggezogen worden, und er kam auf Kosten der Heimatgemeinde in eine Waisenanstalt.

Peterchen war ein stiller, ganz in sich gekehrter Junge. Gleich einem Stück Fracht schob und stieß ihn das Leben herum, bis eines Tages ganz unerwartet ein Licht für ihn aufzugehen schien.

Erschien da die Base in höchst eigener Person im Waisenhaus und verlangte den Waisenvater zu sprechen. „So", meinte sie zu diesem, „jetzt wären wir den Schützling los," und sie schwenkte eine Schiffskarte für Amerika unter der Nase des Verwalters. „Die hat der Bruder seines Vaters aus Rio de Janeiro geschickt, dem wir seinerzeit Mitteilung über das Unglück zukommen ließen. Da, lesen Sie selbst, er will Peterchen in sein Haus, auf seine Farm in Erziehung nehmen, da seine Ehe kinderlos sei, er sich aber einen Erben wünsche."

Der Verwalter studierte hinter seiner Brille hervor das Schreiben des Vetters in Amerika aufmerksam. Dann läutete er das Waisenamt von Peterchens Gemeinde an und verständigte dieses von der Wendung der Dinge, welche den Waisenfonds entlasten half, was, im Hinblick auf die knauserigen, wenig verständigen Armenväter, die Hauptsache war. In einer Versammlung wurde beschlossen, den kleinen Peter auf Gedeih oder Verderben hin über das große Wasser zu spedieren.

Die Vorbereitungen für die Reise nahmen gegen drei Wochen in Anspruch, da der Amtsschimmel bekanntlich nicht allzu schnell in den Galopp hineingerät. Base Helena vom Bodensee, die Peterchen sonst nichts weniger als mütterlich erzogen hatte, bekam eine Woche vor der bevorstehenden Abreise ihres früheren Pflegkindes eine Anwandlung von Güte, die man nicht in ihr suchte. Sie bat sich Peterchen vom Waisenhaus als ihren Gast aus und überhäufte ihn mit Liebenswürdigkeiten. Sie schenkte ihm sogar ein exotisches Bilderbuch, in dem das Leben und Treiben, die Tier- und Pflanzenwelt in Brasilien gar malerisch aufgezeichnet waren. Niemand ahnte, daß hinter dieser auffälligen Gutherzigkeit der Fischhändlerin ein Geheimnis stecke, bis es nach vielen Jahren der Zufall an den Tag brachte. Der südamerikanische Vetter hatte nämlich außer der Fahrkarte zur Neuanschaffung von Kleidern für Peterchen hundert Pesos in den Brief gelegt, ohne ihrer im Hauptschreiben, das die Base dem Waisenhausverwalter vorlegte, Erwähnung zu tun. Die Base, nicht faul, unterschlug das Geld und wechselte es auf einer nahen Bank in die Landesmünze um.

So hatte denn das Waisenamt für notwendige Reiseeffekten des Kleinen und für die Auslagen bis zum Hafen der Einschiffung aufzukommen. Der Taglöhner Werck hatte eben auch rein gar nichts hinterlassen. Das Waisenamt aber fand, daß man, wie die Dinge lagen, auch so noch leichten Kaufes wegkomme. Als durch das Konsulat ein Leumundszeugnis über den Vetter in Südamerika bei den Behörden eintraf, fühlten sie sich aller Gewissenskrupel gegenüber ihrem Mündel enthoben.

Peterchen aber war überglücklich, der Haft des Waisenhauses entkommen zu können. Sein phantasiereicher Kopf malte die fremde Welt in allen Farben, besonders, seit er mit dem Buch der Base, die mit diesem Geschenk wohl ihr Gewissen zu beruhigen suchte, vertraut geworden war.

Er sah sich im aus Baumstämmen gezimmerten Kanoe durch den Urwald treiben, an Eingeborenenhütten und einsamen Missionsdörfern vorbei. Er sah den Tapir und das Nabelschwein aus dem vom riesigen Fernambukholz bestandenen Urwald heraustreten und am Strom zur Tränke gehen. Wenn er sich über den Inhalt seines Buches erhitzte, wälzte er sein Körperchen des Nachts in einer Unruhe hin und her. Der Brüllaffe trat aus dem Bilderbuch heraus, und sein einförmiges, jammerndes Ge-

heul erfüllte den Raum. Gestreifte Nachtaffen setzten sich mit ihrem schnarrenden Murren auf den Bettrand; Parraquas und andere Buntfasanen schrien durchs Fenster, hinter dem er glaubte den Paranástrom und den Urwald rauschen zu hören.

Ein goldener Herbsttag zog herauf. Er sollte Peterchens letzter Tag in der Heimat sein. Die Behörden hatten den südamerikanischen Vetter dahin verständigt, daß der Junge auf dem Dampfer „Sao Paulo" der Hamburg-Amerika-Linie in Rio de Janeiro eintreffen würde. Die Schiffsagenten der Hapag in Basel und in Hamburg waren angewiesen, Peterchen jeweils am Bahnhof abzuholen und zum Rechten zu sehen.

Die Base und ein Herr vom Waisenamt gaben ihm das Geleite auf den Lokalbahnhof. Peterchen präsentierte wie ein kleiner Lord Nelson. Er stak in einem Anzug aus indigoblauem Tuch, und auf seinem Kopf saß eine Matrosenmütze mit flatternden Bändern. Base Helena, der der Abschied einige Tränen in die Augen preßte, trug Peterchens Waschkorb.

„Es ist halt doch traurig, wenn man so blutjung in die weite Welt hinaus muß," meinte sie auf dem Weg und sah mitleidig auf Peterchen, den darüber fast ein Flennen ankam. Es war ihm sonst gar wohl zu Mute. Die lockende, unbekannte Ferne wirkte mit magischer Kraft auf ihn ein. Was hatte er da hinten zu verlieren? Er, das elternlose Bübchen? Liebe Menschen? Kaum! Und wenn der befrackte Herr vom Waisenamt heute auch noch so herablassend und mitfühlend tat, wußte er, daß er ihn nicht sehr ernst nehmen durfte. Von der Base, ihren Hunger- und Prügelsuppen mochte er schon gar nicht reden. Wenn sie auch jetzt einiges an ihm gut zu machen versuchte, änderte das nichts an der Tatsache, daß sie ein falsches und böses Weib war.

Es war gut, daß der Zug bald einlief, nachdem sie die Bahnstation erreicht hatten, sonst wäre Peterchen trotz all dem durchlebten Elend von Seiten der Base aus doch noch ins Heulen hineingekommen. Als er eingestiegen war und man ihm nachwinkte, fühlte er unklar, daß er jetzt völlig mit einem ihm bekannten Leben gebrochen habe. Er kam sich recht einsam vor unter den Menschen im Bahnwagen, die ihn neugierig musterten, hatte er doch gleich einem Paket einen Erkennungszettel der Auswanderungsfirma am Rock befestigt, so daß ihn in Basel der Agent nicht verpassen sollte.

Peterchen war noch nie eine größere Eisenbahnstrecke gefahren und gab sich schließlich, ganz in sich verloren, dem Rhythmus des Zuges und den wechselnden Bildern der Landschaft hin. Der Herbstwind kraulte durchs halboffene Wagenfenster das blonde Haar über dem bleichen Gesichtchen des Knaben. Er war schon oft bettlägerig gewesen infolge hartnäckiger Gliederkrankheit, deren Auftreten der Arzt zu Recht oder zu Unrecht seinem schnellen Wachstum zuschob. Auch jetzt war Peterchen nicht ganz frei vom Gliederreißen und die Base hatte ihm deshalb noch besonders eingeschärft, sich auch ja recht warm zu halten.

Die hellen, aber mit einem traurigen Schleier überwehten Augen des Jungen tranken nicht ohne Staunen das weite, fruchtbare Land, die Bilder schmucker Dörfer und geschäftiger Städte in sich ein. Es war immer noch Heimaterde, über die er reiste. Klein-Peter sah, daß die Heimat sehr schön war, wohin man sich auch wenden mochte. Ein breiter, smaragdner Strom, der Amazonas der Schweizerströme, begleitete den Zug eine Strecke weit. Auch er würde mit den Wogen, die Peterchen grüßten, heute noch bei Basel die Grenze passieren und bis nach Mainz hinauf in ähnlicher Richtung reisen wie er selber. Dann mußte er nach Nordwesten und Westen abbiegen und sich auf der Wanderung durch die Rheinprovinz und die Niederlande für den Ozean bereit halten. Peterchen würde von Hamburg aus, an den Ost- und Westfriesischen Inseln vorbei, auf dem Wege durch die Straße von Dover, auf mächtigem Schiff, nicht allzu weit bei der Einmündung des Rheins in die Nordsee, vorbeikommen, aber es war doch zu weit, um zu grüßen und gesehen zu werden. Gar zu gern hätte der Rhein mit Peterchen geplaudert, aber mit einem Mal schlug der Zug unbarmherzig eine andere Richtung ein. Da waren es denn fernab blauende Berge, die grüßten und winkten, stolz, unsagbar stolz in den Himmel hineingebaut. „Sind wir nicht herrlich?" riefen sie. „Du wirst keine so schönen Berge in Brasilien finden!" Und dann kamen das, was das Bilderbuch von der Base Helena und das, was die Berge erzählten, irgendwie durcheinander. Aus dem Bilderbuch gleißte es mit Gold und Diamanten, die zwischen dem Amazonenstrom und dem Maranhao

gefunden wurden. Myriaden Baumwollstauden wehten ihm ihre weißen Fähnchen zu. Palmen wehten in zart gefiederten Wedeln, in dünngefädelten Lanzen und luftigen Büscheln von der Bai von Rio her.

Der einschläfernde Rhythmus des Zuges schaukelte hundert Traumbilder in dem Knaben empor. Die ganze Reise schien überhaupt ein einziger Traum zu werden, groß wie die feuerfarbene Blüte der Tillandsie und fremdartig wie die Tropenorchideen im exotischen Buch der Base Helene.

In Basel nahm ihn alsogleich ein freundlicher Agent der Dampferlinie in Empfang und brachte ihn bis zur Abfahrt nach Hamburg in einem kleinen Gasthof in der Nähe des Schweizerbahnhofs unter. Wie fremd ihm alles vorkam, und er war doch immer noch in der Heimat! Die blitzblank gestrichenen elektrischen Wagen, die vorbeischnurrten, die verwirrenden, farbigen Bilder in den Schaufenstern der zahlreichen Auswanderungsbureaus, die steinernen Hotelkästen mit ihren vornehmen Fassaden, die ununterbrochen aus dem Bahnhof herausquellende Menschenflut — alles, alles mußte er bestaunen und wieder bestaunen.

Spät am Abend wurde Peterchen vom Agenten auf den Altona-Hamburg-Expreß gebracht. Fauchend wartete die Riesenmaschine des D-Zuges in der Halle des badischen Bahnhofs auf Abfahrt. Der Zug wurde bis zum letzten Plätzchen gefüllt. Peterchen erhielt einen Platz am Fenster zugewiesen. Dann steckte ihm der besorgte Agent ein Schweizerfähnchen zu, mit dem er die Heimat grüßen sollte, bis sie im Dunkel verschwunden war. Es schien, als wischte sich der Agent eine Träne aus den Augen, als der Zug zur Halle hinausrollte und Peterchens Fähnlein in lebhafte Aktion trat. Das Schicksal des Waisenknaben mochte ihm zu Herzen gehen. Tagtäglich hatte er es mit Auswanderern zu tun, aber die waren meistens mehr oder weniger erwachsen. Das ging schon an. Aber so naive Kinder spedieren zu müssen . . . nein, das war nie sein Fall gewesen. Man war nicht umsonst Familienvater.

Die vielen Eindrücke dieses Tages hatten Peterchen müde gemacht. Bald schlief er ein. Nur durch farbige Traumjalousien tat er einen Blick in die Welt, in die Welt, der er entgegenstrebte. Er erwachte erst gegen Morgen in seinem Winkel, der nichts als eine harte Bank war. Eine Frau auf der gleichen Bank reichte ihm ein mit Marmelade bestrichenes Brot und eine Banane. Peterchen dankte der vornehm aussehenden Dame linkisch und verzehrte an Stelle seines eigenen Proviants die ihm so gut wie unbekannte Frucht und das nach Orangen duftende Marmeladebrot. Die Mitreisenden im Coupé frugen ihn gwunderig über das Woher und Wohin. Da sagte Peterchen nicht wenig stolz und mit überlegener Selbstverständlichkeit: „Ich reise nach Rio de Janeiro und dann zu meinem Vetter auf die Farm.“ „Du reisest ganz allein?“ „Ja, ganz allein,“ kam die Antwort und in einem Ton, bei dem man hätte meinen können, Peterchen sei schon von der Wiege aus unterwegs. Alles staunte. Eine Art Globetrottergefühl überkam den Knaben. „Ja, ja, das machte ihm so leicht keiner nach!“

Der Körper des Jungen war über Nacht infolge der unbequemen Lage etwas steif geworden. Besonders die Füße schmerzten ihn, doch ließ ihn das flackerndlebendige Reisegefühl darüber hinweggehen.

Erst beim Aussteigen in Hamburg spürte er, wie schwer ihm eigentlich das Gehen fiel. Er wartete eine ganze Viertelstunde auf dem Bahnsteig, bis er abgeholt wurde. Das Schweizerfähnchen und der Zettel am Kittel hatten ihre Wirkung nicht verfehlt. Ein gutgelaunter, älterer Herr im Vollbart führte ihn zum Kaffee ins Bahnhofbuffet. Ein Stimmengewirr, ein Durcheinander von Menschen überall, daß dem kleinen Peter schier schwindlig wurde. Und einmal übers andere Mal lief ihm ein Schauder den Rücken hinab, wenn er die großen Namen der internationalen Stationen ausrufen hörte: Hamburg, Berlin, Warschau . . . Hamburg, München, Innsbruck, Verona, Venedig. Aber das war noch alles nichts. Er würde diese klanggewaltigen Namen bald übertrumpft haben. „Rio de Janeiro . . .“ sagte er vor sich hin und lächelte.

Peterchen erholte sich in Hamburg etwas von der langen Bahnfahrt bei Nacht. Das Gliederreißen machte ihm allerdings, besonders in den Füßen, zu schaffen. In der Backofenhitze Südamerikas würde er diese Krankheit bestimmt verlieren, hoffte Peterchen.

Er wurde bis zum nächsten Vormittag in einem Emigrantenhaus untergebracht. Viel armes Volk auf Strohkörben und unförmigen Bündeln sitzend, wartete gleich ihm auf die

Stunde der Abfahrt. Nachts lag man auf primitiven Pritschen in einem großen Raum. In dessen Mitte brannte ein Kohlenofen, da es draußen neblig und kalt war. Peterchen träumte lange in das Marienglas am unteren Teile des Ofens hinein, durch das die rote Glut wabberte. Wenige schliefen im schlechtgelüfteten Saal. Seufzer und nicht zu unterdrückendes Weinen deuteten auf die Schwere manchen Abschieds hin.

Auch Peterchen gedachte des Abschieds von der Base, und so unliebsam ihm diese zu Zeiten auch war, stieg jetzt ihr Bild in einer leichten Verklärung vor ihm auf. Er hatte ihr am Tage eine Karte mit der Ansicht des Elbehafens geschickt. Ein Hafen mit verwirrend vielen Schiffen angefüllt, von Masten überragt, von Segeln und Möven überweht. . . Auch des Waisenhauses gedachte er, und der graue Bau schien auf einmal ganz im Sonnenschein zu stehen. Am wenigsten gab ihm die Erinnerung an seinen Vater zu tun. Es erfüllte ihn mit Bitterkeit, daß er nicht mit einem Funken Liebe an ihn denken konnte. Dieser hatte sich auch nicht einmal Mühe gegeben, ans Herz seines Kindes zu klopfen. Er hatte nur, weil er mußte, für dessen Unterhalt bezahlt und das Geld, das ihm jede Woche vom Lohn übrig blieb, vertrunken.

Peterchen fühlte es in dieser Nacht, wie einsam er eigentlich war. Die Gliederschmerzen, die sein Körperchen zwickten, ließen ihn lange keinen Schlaf finden.

Am Morgen wurden die Emigranten frühzeitig herausgetrommelt. Nach dem gemeinsamen, hastigen Frühstück an den langen, rohen Holztischen der Compagnie brach alles zur nahen Werft auf, vor der der Dampfer „Sao Paulo" lag. Schwerer Nebel braute über Elbe und Alster und den morgenlebendigen Hafengassen. Seltsam wirkten die düsteren Silhouetten der schwerbepackten Männer und Frauen im Nebelgequirl. Beängstigend das monotone Heulen und Rufen der Nebelhörner. Aus dem feuchten, grauen Gewisch klafterten halbverfallene Häuser mit anrüchigen Schenken im Parterre, aus denen zweifelhafte Gestalten taumelten, die der Nebel verschluckte.

Mit einem Mal stach der schwarze Bug eines Dampfers durch die Nebelnester. Gleich darauf noch einer und noch einer. Wenn man lange hinsah und die Augen anstrengte, vermochte man sogar ab und zu einen ganzen Schiffsrumpf, einen Mastbaum oder eine Flagge drauszumachen.

Sie standen vor der lärmenden Werft. Der Agent führte sie zwischen aufgestapelten Warenballen, Kisten und Säcken zum Schiffe, das zwei gewaltige Hebekranen mit Fracht bedienten.

Nichts, was den Augen Peterchens entging, vom weißen Tropenaufputz des Dampfers bis zur Ankerspille. Von den modernsten Rammpfählen neben dem Dampfer bis zur Mütze des Kapitäns.

Peterchen reiste im Zwischendeck. Man führte ihn über die schmale Gangplanke in den Schiffsbauch und dann durch ein Labyrinth von Gängen und über viele Treppen hinab in eine kleine, aber adrette Kabine, nahe am Heck des Schiffes gelegen. Er mußte dieselbe mit einem jungen Manne teilen, der sich mit einem unaussprechlichen polnischen Namen vorstellte. Ein so hübsches Zimmerchen hatte Peterchen noch gar nie besessen. Das war nicht das berüchtigte Zwischendeck, von dem die alten Auswanderer zu erzählen wissen. Da war alles komfortabel, hell und luftig, ganz im Gegensatz zum altmodischen Emigrantenheim. In der Nebenkabine spielte jemand ein schwermütiges, ungarisches Lied auf einer Ziehharmonika . . . Mövenschwingen klatschten am Ochsenauge vorbei, vor dem sich der Nebel langsam zerteilte und den bizarren und doch so geordneten Wirrwarr des Hafens frei gab.

Jetzt flatterten einige Musikfetzen in die Tiefe des Zwischendecks hinab. Alles strömte an Deck. Auch Peterchen fand sich ohne Ariadnefaden zurecht und erreichte das Deck gerade, als sich die Schiffsschraube zu drehen begann. „Mueß i denn, mueß i denn zum Städtele 'naus . . ." spielte die Schiffskapelle über die wehenden, weißen Tücher der Abschiednehmenden hinweg. Die Menschen waren seltsam still und mit sich selbst beschäftigt. Sie hingen ihren Schicksalen nach.

Peterchen wußte kaum, wie ihm ums Herz war. Sollte er weinen, sollte er sich freuen? Neben ihm stand ein altes Mütterchen im bunten Kopftuch und weitem, faltigem Rock. Eine Slowakenmutter. Sie weinte trostlos. Einmal begegnete ihr todtrauriger Blick den Augen Peterchens. Da war es ihm, als müßte er an seine eigene Mutter denken, die er nie gekannt hatte, es sei denn von einem alten Bilde her,

und Tränen traten in seine Augen. Strom und Land verschwanden in einem dunkeln Nebel...

Aber Jugend ist Jugend. Das fortwährend wechselnde Küstenbild, das geschäftige Schalten und Walten auf dem Ozeandampfer beschäftigten ihn dermaßen, daß er beinahe den Gong überhörte, der zum Mittagessen rief. Obwohl das Schiff ruhigen Tiefgang hatte und eben erst vor Cuxhaven die offene Nordsee zu fühlen begann, waren die Tische im freundlichen Speisesaal nicht zur Hälfte besetzt. Echte und nicht zuletzt viel eingebildete Seekrankheit hielt viele davon ab, sich an die Tafel zu setzen. Peterchen hätte einen Paukenmagen haben müssen, um all das zu essen, was zu seiner Verfügung stand. Die meisten Speisen, die auf der Karte angeführt waren, kannte er nicht einmal vom Hören und Sagen. So bestellte er aufs Geratewohl hin, und die Hauptsache war, daß ihm alles ganz vortrefflich mundete.

Der Nachmittag war ein einziges Märchen. Wenn nur das heftige Gliederreißen nicht gewesen wäre. Peterchen saß in einem Stuhl bei der Reeling auf dem Oberdeck. Das Schiff fuhr zwischen Helgoland, das wie ein Schatten auf der grünen See lag und den Ostfriesischen Inseln vorbei. Die Sicht war klar. Die See friedlich wie ein ins Spiel vertieftes Kind. Der weiße Oberkörper des flinken Dampfers lag wie ein gleitender Schwan auf der Flut. Der Böswettergott saß irgendwo in der tiefen Rinne oder auf der Doggerbank und schlief. Vielleicht auch, daß er seine Geißel weiter unten über dem Kanal schwang und die gischtmähnigen Wogenrosse gegen die normannischen Inseln peitschte.

In der Nacht fuhr der hellerleuchtete eiserne Schwan mit dem Maschinenherz und den Ölarterien an Holland vorbei, der Straße von Dover entgegen. Es war sternenhell, und ein leiser Wind hatte sich erhoben. Peterchen lag im schmalen Bett. Er hatte vergebens versucht, einen Streifen holländischer Küste, eine einzige Windmühle ins Blickfeld zu bekommen. Auch den Rhein, der von den Bergen seiner Heimat kam, vermochte er nicht zu grüßen. Eins aber wußte er: Der ergoß sich Welle für Welle bei Rotterdam ins nachtschlafende Meer, und vielleicht spülte die eine oder die andere Woge, die an den Schiffsleib klatschte, ihm in diesem Augenblick Rheingrüße zu. Denn war nicht jede Meereswoge Gruß von abertausend Quellen, tausend Bächen, hundert Flüssen und endlich Gruß eines gewaltigen Stromes?

Peterchen tat in dieser Nacht kein Auge zu. Gegen Morgen hin fieberte er. Als er einmal aufstehen wollte, um Wasser zu trinken, brachte er die Beine nicht mehr zum Bett heraus. Er war steif an allen Gliedern. Die leidige Jugendkrankheit hatte ihn mit aller Stärke überfallen.

Ein wehes Leuchten kam in die Augen Klein-Peters. Der Schmerz grub um seinen Mund. Der Pole holte den Schiffsarzt. Noch am Vormittag wurde er ins Krankenzimmer überführt. Der Chefdoktor untersuchte ihn gründlich. Nachher meinte er, zum Assistenten gewandt: „Ein schwaches Herz mit bereits einem Klappenfehler."

Man verabreichte ihm die üblichen Medikamente, und eine sanfte Krankenschwester mit schönen, nordischen Augen sorgte dafür, daß er auch sonst eine angemessene Behandlung erhielt. Aber es wurde immer schlimmer mit Peterchen. Über den rauhen Wogen des englischen Kanals wurde er seekrank. Dann ritt die Krankheit stärkere und stärkere Attacken gegen sein Herz, das wie ein scheues Vögelchen plusterte. Unendlich müd lag der arme Junge da, unter Schmerzen lächelnd, wenn sich die schöne Schwester auf ihn niederbeugte. Es wurde alles an ihm versucht, was möglich war, aber die ärztliche Kunst versagte.

Das Vögelchen in der Brust wurde schwächer und schwächer. Als das Herz Peterchens aussetzte, fiel gerade eine Träne des Mitleids aus den Augen der blonden Maid auf den Mund des Knaben nieder. Feucht und warm lagen die Tränen auf den erbleichenden Lippen.

Spät in der Nacht wurden Peterchens irdische Überreste, ohne daß ein Gast des Schiffes darum wußte, ins Meer versenkt. Er lag in einem schmalen, schwarzgestrichenen Sarg. „Peterchen" — hatte die Schwester darauf mit Goldfarbe geschrieben und ein paar Herbstblumen dazu gelegt. Der erste Offizier der „Sao Paulo" las ein Gebet, als man den Waisenknaben nach Seemannsbrauch bestattete. Leise klatschte der Sarg im Wasser auf. In einer Mondlache. Die Schwinge einer tieffliegenden Möve schien das Holz der in einem kaum bemerkbaren Wirbel verschwindenden kleinen Totenheimat zu ritzen. Alsobald flog die Möve

himmelwärts und verschwand in der Dunkelheit.

Das gute Schiff „Sao Paulo" aber pflügte unentwegt durch das Meer, dem Kreuz des Südens und dem Palmenstrand einer glänzenden, abenteuerlichen Stadt, dem fernen Rio de Janeiro entgegen.

Ewige Rätsel.

Und immer klopfen wir ans Tor
Und möchten Einlaß haben
Und stehn erwartungsvoll davor,
Bettelnd um ein paar Gaben.

Wir heischen Helle, heischen Licht
Und harren unverdrossen —
Jedoch die Felsen wanken nicht,
Die Pforte bleibt verschlossen.

„Unnahbar!" heißt der Zeichen Sinn,
Die rings das Tor umkränzen . . .
Hier waren schon seit Urbeginn
Des Fragens letzte Grenzen.

Wir pochen an und mühn uns ab
Und opfern unser Leben
Und wissen doch, daß nur das Grab
Uns kann die Antwort geben.

Emil Hügli.

Drei Gedichte in Prosa.

Von Iwan Turgenjeff.

Das Dorf.

Der letzte Tag im Juli; auf tausend Werst im Umkreise rings Rußland — der heimatliche Boden. Der ganze Himmel strahlt in einfarbigem Blau; droben ein einzelnes Wölkchen — halb schwimmend, halb zerfließend. Windesstille, brütende Hitze . . . die Luft — würzig wie frischgemolkene Milch!

Die Lerchen trillern; die Turteltauben gurren; lautlos gleiten die Schwalben umher; die Pferde schnauben und kauen; die Hunde bellen nicht, stehen da und wedeln friedfertig mit dem Schwanze.

Und nach Rauch riecht es, und nach Gras — und auch nach Teer ein wenig — und ein wenig nach Leder. — Der Hanf auf den Feldern ist schon hoch aufgeschossen und strömt seinen schweren, aber süßen Duft aus.

Eine tiefe, jedoch sanft absteigende Schlucht öffnet sich. An beiden Abhängen mehrere Reihen dickbuschiger, zerborstener Weiden. In der Tiefe der Schlucht rieselt ein Bach; kleine Kiesel auf seinem Grunde blinken wie zitternd durch seine klaren Wellen hindurch. — In der Ferne, am Saume zwischen Erde und Himmel — schimmert der bläuliche Streif eines großen Stromes.

Dem Zuge der Schlucht folgend — hier auf dieser Seite saubere kleine Speicher und Scheunen mit dichtverschlossenen Türen; dort auf jener fünf bis sechs aus Fichtenstämmen gezimmerte Häuschen mit gehobelten Bretterdächern. Auf jedem Dache an hoher Stange ein Starkasten; über jeder Haustür ein aus Blech geschnittenes kleines Rößlein mit flatternder Mähne. Die Fensterscheiben, uneben und blasig, schillern in Regenbogenfarben. Krüge mit Blumensträußen sind auf die Fensterläden gemalt. Vor jedem Häuschen steht säuberlich eine derbe Bank; auf kleinen angeschütteten Erdhaufen liegen Katzen, zu einem Knäuel zusammengerollt, und spitzen die durchsichtigen feinen Ohren; hinter der hohen Türschwelle winkt einladend der kühle, dunkle Hausflur.

Ich liege hart am Rande der Schlucht auf einer ausgebreiteten Pferdedecke; ringsumher lauter Haufen frischgemähten, betäubend duftigen Heues. Die fleißigen Hauswirte haben es vor ihren Hütten auseinandergestreut: dort mag es noch eine Weile an der Sonne durchtrocknen; dann aber in die Scheuern damit! Wie prächtig wird sichs darauf schlafen lassen!

Kraushaarige Kinderköpfchen lugen aus jedem Haufen hervor; großschopfige Hühner scharren im Heu nach Fliegen und Käferchen; ein junger Hund mit noch hellfarbiger Schnauze wälzt sich in einem Gewirr von Halmen herum.

Blondlockige Burschen in sauberen Gürtelhemden und schwerfälligen, umsäumten Stiefeln hänseln sich mit Scherzworten, die Brust gegen einen unbespannten Wagen gestemmt — und zeigen lachend ihre weißen Zähne.

Aus dem Fenster schaut ein junges Weib mit vollem, rundem Antlitz; sie lacht, halb über die Scherze der Burschen, halb über die in den Heuhaufen sich balgenden Kinder.